

# DIE FREIEN BEGRIFFE DES WILHELM MEISTER

PÉTER LITVÁN

Jósika Studio Budapest, Ungarn

## 1. Einleitung

Wenn man ein Wort suchen will, das bei Goethe, insbesondere für die Lehr- und Wanderjahre des Wilhelm Meister, ein besonderes Interesse hat, das aber aus heutiger Sicht anachronistisch, und gerade durch sein lexikalisches Fortleben auch noch ärgerlich erscheint, so ist es die *Anmut*. Es ist anders darum bestellt, als um Wörter, die schon von der Form her keine Existenzberechtigung mehr haben, wenn die Existenz einer Berechtigung bedarf, wie dieser durchaus moderne Ausdruck besagen und diktieren will, also als um Wörter und Zusammensetzungen wie „mir *deucht*“ die inhaltlich anders, wenn auch nicht mit derselben Atmosphäre wiedergegeben werden können, also „ich denke“, zum Beispiel. Nein, das Wort „Anmut“ ist lexikalisch intakt, gilt in diesem Sinne auch nicht als archaisch, und ist doch unerträglich altmodisch, nach seiner Bedeutung nämlich, was zum Erfolg hat, das es nicht ersetzt werden kann, bzw. es gibt überhaupt keinen Antrieb, es auch nur durch Ersetzung zu kultivieren. Was könnte an seiner Stelle gesagt werden? „Charme“ etwa. Aber „Charme“ ist etwas, was man sich durch Lebenskunst aneignet, eine weibliche oder männliche Ausstrahlung, eine Pflanze aus Paris-Nostalgie in das Deutsche (auch ins Ungarische) verpflanzt. „Anmut“ hingegen ist etwas, was spontan in einer Person oder in einer Landschaft, als kindliche oder engelhafte Natur, wahrgenommen wird. Sie ist naiv, im Gegensatz zur Finesse des „Charme“, sie weiß nämlich nicht von sich, weshalb sie sich zur Bezeichnung einer Landschaft besonders zu eignen scheint. „Charmante Landschaft“ würde implizieren, dass der Landschaft daran liegt, charmant zu sein. Eine klassische Entsprechung hat die Anmut jedoch: Es ist die „Grazie“, die betonter weiblich, aber gleichfalls unbewusst ist, und im Vergleich zur mehr visuellen Natur der Anmut eine musikalische Stimmung hat. Die Musik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, also des Rokoko und der musikalischen Klassik, ist durch Grazie geprägt (die der ersteren durch ihren Kultus), wobei diese Grazie ein Element, ein Kriterium, ein Salz jeglicher Musik in allen Zeiten sein sollte, denn sie ist ein Attribut der Musik im Allgemeinen, genau wie die Heilige Cecilia ihre Schutzheilige ist. Was man unter Grazie versteht, ob sie auch im *heavy metal* oder in der elektronischen Musik gegenwärtig ist, müsste untersucht werden, und wenn diese Lustration ein positives Ergebnis haben sollte, wäre die „Existenzberechtigung“ solcher Gattungen, die eines solchen Zertifikats aufgrund moderner Trends kaum bedürfen, auch aus dieser Sicht „garantiert“ - hier wieder ein moderner Ausdruck, der zum Ausschluss von Begriffen und Erwartungen wie Grazie und Anmut aus dem Bereich der Gegenwartserfahrungen seinen Beitrag leistet. Denn gerade bei den aus unserer Zeit zitierten Ausdrücken und bei ihrer Frequentierung wird die unerbittliche Opposition spürbar und das auf „Nachfrage“ gegründete Diktat der aktuellen Ausdrucksweise zu einem „Faktor“ der „Intoleranz“ und „Inkompatibilität“ gegenüber diesen „Anachronismen“ von ewiger „Existenzberechtigung“, nein, von ewiger, invokationsfähiger Menschlichkeit, die unbedingt verdrängt oder übersprungen werden, denn der esoterische Ruf des Wassermannzeitalters nach dem „Archaischen“ gilt der Anmut am allerwenigsten. Dort ist die Nacktheit des Urzustandes und seine

mutmaßlich oder nachweislich höhere Spiritualität das Objekt des modernen Ehrgeizes.

Die Nachfrage-Welt hat sich Anmut und Grazie allerdings angeeignet, bis hin zur Vergewaltigung. Die Hifi-Weihnachtsmusik der Konsumgesellschaft und der Tierfilm-Kult sind gleich zwei Genres, wo sie unentbehrlich sind, eingetaucht in süßen Sirup, und die Diktatur, der Gegenpol zur Nachfragewelt hat ihrem Monumentalismus Halstücher, kurze Hosen und Röckchen, schmucke Abzeichen und Pioniereisenbahnen beigelegt. Es gibt allerdings auch unschuldigere Geschäfte mit der Anmut, die man mit dem Sammelnamen „Mozartkugel“ versehen könnte. Jedenfalls wird in all diesen Kampagnen Massenwirkung anvisiert, was einen brutalen Kontrast zwischen dem Phänomen und seiner Verwendung ergibt, denn es gibt kaum etwas Unverträglicheres, als eine Kombination von Anmut und Masse. Das kümmert aber die moderne Welt, die sonst so neuralgisch auf jede „Inkompatibilität“ reagiert, solche mit funktionalen und technischen Defekten straft, nicht im Geringssten. Es geht nämlich darum, dass die Anmut ihres unbewussten Charakters beraubt und prostituiert wird – zum Parteikarrieristen oder zur Ware degradiert. Ja, die Anmut wird hier von der Arbeiterwache, dort vom Kapital geschützt und aufrechterhalten, hier von der Partei, von der Mauer (die DDR als ein anmutiges Objekt, zumal im Vergleich zur BRD), die im Schulbuch mit den Stacheln des anmutigen Igels in Wilhelm Buschs *Bewaffneter Friede*<sup>1</sup> gleichgesetzt wurde, dort als Wunderwaffe im Medienkrieg.

## 2. Der Anmutsbogen im *Wilhelm Meister*

Im *Wilhelm Meister*, zweiteilig und lebensumfassend wie der *Faust*, zieht sich der Anmutsbogen vom Puppentheater bis zum Beinhaus: Puppen verkörpern die Weltgeschichte, Skelette, und insbesondere Schillers Schädel<sup>2</sup> die Zeitgeschichte, die Goethe und Wilhelm

<sup>1</sup> *Bewaffneter Friede*

Ganz unverhofft, an einem Hügel,  
Sind sich begegnet Fuchs und Igel.  
Halt, rief der Fuchs, du Bösewicht!  
Kennst du des Königs Ordre nicht?  
Ist nicht der Friede längst verkündigt,  
und weißt du nicht, dass jeder sündigt,  
Der immer noch gerüstet geht?  
Im Namen seiner Majestät  
Geh her und übergib dein Fell.  
Der Igel sprach: Nur nicht so schnell.  
Lass dir erst deine Zähne brechen,  
Dann wollen wir uns weiter sprechen!  
Und allsogleich macht er sich rund,  
Schließt seinen dichten Stachelbund  
und trotz getrost der ganzen Welt,  
Bewaffnet, doch als Friedensheld.

<sup>2</sup> Das Gedicht *Bei Betrachtung von Schillers Schädel*, das in der DDR-Ausgabe – *Goethes Werke in 12 Bänden, Siebenter Band*. Aufbau, Berlin und Weimar, 1981. – den Abschluss der *Wanderjahre* bildet, ist allerdings in der ‚Hamburger Ausgabe‘ dem Roman nicht beigegeben. Dies wird vom Herausgeber Erich Trunz damit begründet, dass Goethe 1831, zwei Jahre nach der Erscheinung in der Ausgabe letzter Hand (*Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, Band 23*. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1829), wo das Gedicht – noch gefolgt von einem anderen mit dem Titel *Ver-*

Meister erlebt haben.

„Anmutige Gegend“ – so fängt *Faust II* an – nach der Tragödie der Anmutigen, oder der Anmut, die durch Gretchen verkörpert wird. Einer Anmut, die eben unschuldig, weil unwillkürlich, war, so lange sie nichts von sich wusste, oder wenigstens nicht mehr, als das Röslein auf der Heiden, wo es von des Knaben (der dort als Knabe auch ein Inbegriff von Anmut ist: Anmut trifft auf Anmut, Anmut tötet Anmut), gleich Gretchen von des Teufels Tücke noch nicht heimgesucht war. Um dann ihre eigene, der Willkür verfallene Anmut im Kind zu ermorden. Sie muss zugrunde gehen, während die Anmut, Gretchens Transzendenz, („gerettet!“) überlebt und zum erweckenden Element für Fausts weiteres, weiteres ... (das Wort soll in diesem Aufsatz erst später eingeführt werden) wird. Da heißt es gleich wieder in der ersten Anweisung: „Geisterkreis schwebend bewegt, anmutige kleine Gestalten“. Dieses „bewegt“ erinnert an die klassische oder klassizistische Anmutsdefinition, die auch von Schiller<sup>3</sup> übernommen wurde, dass nämlich Anmut Schönheit in Bewegung, oder – in seiner Weiter- und Durchführung – eine Art und Weise von Bewegung sei. Dort wird dieser Ausdruck allein auf den Menschen bezogen: Anmut soll eine nur dem Menschen zustehende Eigenschaft sein, denn sie entstehe aus einer Kombination von Natur und Moral, und letzteres steht ja nur dem Menschen zu. Dann aber müsste die oben zitierte „Gegend“ von Goethe auch etwas Menschliches sein – und wenn sie sich von Gretchen ableiten lässt, von ihrer Person und von der Bewegung, die um ihr Schicksal entsteht, bzw. – hervorgebracht von der göttlichen Fürsorge, die ihre Rettung für ihn gewinnt – um das Schicksal von Faust, dann ist der Gegensatz zu Schillers Forderung sogar aufgehoben. Und zudem ist es auch einleuchtend, dass eine Gegend nur anmutig sein kann, wenn sie vom Menschen erlebt wird, also in ihrem Bezug auf diesen, und so kann das Attribut als anthropomorphisierend aufgefasst werden, wobei die Bewegung – bei einem Landschaftsbild auf der Bühne – immer noch zu kurz kommen müsste, wäre die Ruhe nicht immer schon eine von innerer Bewegung erfüllter Zustand in Goethes Dichtung gewesen, der, wie ich mich aus dem Goethe-Roman des ungarischen Schriftstellers Miklós Szentkuthy erinnern kann, auch eine Vorliebe für die idyllischen, und dabei zart-bewegten Landschaftsbilder des Claude Lorrain hatte.<sup>4</sup> Alles in allem klingt aber „Anmutige Gegend“ doch wie ein Gemeinplatz, wie ein alltäglicher literarischer Topos jener Zeit (wohl als Synonym für idyllische Gegend: Anmut hier also nicht mit Grazie, sondern mit Idylle identifiziert), der sich nicht viel um Schillers Anmut-Theorie kümmert, dafür aber die Bedeutung, die Goethe diesem als Gemeinplatz harmlos erscheinenden Begriff beimisst, durch sein Exponieren als Auftakt zum zweiten Teil der Tragödie, unverkennbar macht.

Wenn Anmut die Schönheit in Bewegung, oder – mit einer etwas sportjournalistischen Bedeutungsverlagerung – die Schönheit der Bewegung ist, so ist die Reise von Wilhelm Meister identisch mit Anmut, zumal diese Reise – im Einklang mit einer weiteren

---

*mächtnis* – zum ersten Mal, und zwar am Ende des Romans und ohne Titel, erschienen war, Eckermann gesagt haben soll, bei einem späteren Druck möge er die Gedichte hier herausnehmen und zu den Gedichten stellen. Siehe: *Goethes Werke, Band VIII*. München, Beck, 1999, 691. Dieser Epilog als „Zueignung“ an Schiller wäre trotzdem sehr angebracht, wie aus den hier folgenden Ausführungen ersichtlich, was weiterhin auch damit zu begründen wäre, dass Schiller dereinst viele Verbesserungsvorschläge zur Vollendung der *Lehrjahre* gemacht hatte.

<sup>3</sup> SCHILLER 2004, 433-488.

<sup>4</sup> SZENTKUTHY 1962, 99-107.

Beobachtung in Schillers Abhandlung, dass nämlich die Anmut außerhalb der Zweckmäßigkeit der Bewegung erscheint – nicht zweckmäßig ist, kein eigentliches Ziel hat, eigentlich zwecklos ist. Nein – eigentlich war es sehr wohl eine Reise mit Zweck, ja, eine Geschäftsreise: Der Jüngling sollte zunächst in der näheren und fernerer Umgegend für seinen Vater die Schulden eintreiben – allerdings auch dies nicht mit der Rigorosität einer Behörde, sondern mit der Anmut seiner Jugend, der es nicht darum geht, gleich auf den Punkt zu kommen, und darum wird sein Besuch eher als eine erfreuliche Bescherung aufgefasst und als Erinnerung an eine Pflicht, der man durch ihn am angenehmsten nachkommen kann. Die Anmut erfährt darin ein Eigendasein, indem er schon bei der gewissenhaften Erfüllung dieser Aufgabe, dieses Zwecks, Dinge erlebt und Dingen, Neigungen, selbsterwählten Pflichten nachgeht, die nicht zu diesem Zweck gehören. Beim zweiten Anlauf, als er nicht mehr ausgesendet wird, sondern seine eigene Sendung sucht, ist die Zweckmäßigkeit von vornherein ausgeräumt, und die Reise hat nicht einmal den Sinn einer Entdeckungsreise, die ja für gewöhnlich sehr wohl auf ein Ziel zusteuert. In der ersten Fassung sollte sie dem Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ entsprechen, in fertiger Form fällt sogar diese Bindung weg, die zwar einen aus bürgerlicher Sicht verdächtigen, aber doch artikulierbaren Zweck bereithält, eine Reduktion, eine Selbstbeschränkung, die doch noch ein Spiegelbild zum Bürgerlichen bietet. Die Reise wird zu einer Bewegung, die sich nur noch auf sich selbst bezieht – zum Selbstzweck, könnte man sagen, um damit den Anmutskern auf Null zu bringen, aber sie wird dennoch nicht „Falsche Bewegung“, wie der mehr oder weniger aus dem Buch adaptierte-aktualisierte-reduzierte, in die BRD versetzte Film<sup>5</sup> von Wim Wenders (Drehbuch von Peter Handke) betitelt wurde, ein Film, der der Vorlage einen *On the Road*- oder *road movie*-Charakter abgewinnt, dank der Parallele, dass für diese Gattung die Ziellosigkeit eine Grundeigenschaft ist, wo Anmut allerdings von anderen Lebensgefühlen überwuchert wird, insbesondere von der Nostalgie: Raus aus der Zivilisation (zwar mit den Mitteln der Zivilisation: Auto, Motorrad, Droge), einer Nostalgie nach Freiheit. Nein, für Goethes Wilhelm Meister sind die Beweggründe (Bewegungsgründe) anderer Art, als für die *On the Road*-Generation. Wobei andererseits das Unbehagen an einer bürgerlichen Existenz, die für seinen Freund Werner für das einzig Erstrebenswerte gilt, zwar auch für ihn durchaus eine Rolle spielt, aber seine Reise ist nicht in erster Linie eine Flucht vor den Gegebenheiten, vor der Enge: Nicht ein Nein, sondern ein Ja liegt ihr zugrunde, nicht die vorschriftmäßige miese Laune der Nachkriegsgeneration, sondern guter Mut. Und nicht Lebensstil, Richtung Cult, Trend und Fashion, sondern ein anderes Bündel von Imperativen, die sich allerdings nicht zu Slogans verfestigen wollen. Deshalb möchte ich, als an Losungen Herangewachsener, jenes Bündel aus der Rumpelkammer des Romans hervorkramen, und sie nicht zu ideologischer Verwendung groß anschreiben, sondern dem normierten Dasein entgegenhalten. Es war schon ordentlich von Wenders und Handke, dass sie die Jugend in Goethe aufgestöbert haben, auch mit Resonanz zu *Den neuen Leiden des jungen W.* vom ostdeutschen Ulrich Plenzdorf<sup>6</sup>, einer Adaptation des Werther-Romans, während jener sonst überwiegend als Eingesalbter oder aber als Logo für die moderne Welt fungiert. „Anmut“ ist dabei nur der eine Punktabzug, der den großherzogli-

<sup>5</sup> *Falsche Bewegung*. Regie: WENDERS, Wim, Drehbuch: HANDKE, Peter. Köln, WDR, München, Solaris, 1975.

<sup>6</sup> PLENZDORF 1973.

chen Geheimrat aus diesem *rat race* disqualifiziert. Der zweite folgt sogleich. Wobei Anmut und ihre Verfinsterung tatsächlich einen geradezu szenischen Hintergrund zu allen anderen Diskrepanzen, unmerklichen Konflikten abgeben, die eigentlich nur als ein leichtes Mundverziehen ausgetragen und wahrgenommen werden. So schreibt im Jahre 2009 ein ungarischer Schriftsteller, Mitverfasser einer Geschichte der Weltliteratur<sup>7</sup>, im einleitenden Kapitel zu seinem – motivisch und in der Manier auch vom *Wilhelm Meister* beeinflussten – Roman<sup>8</sup>, der von einem jungen Wandernden, hier von jüdischer Herkunft, im Deutschland des 18. Jahrhunderts handelt (und von dessen anderer Inkarnation, einer im 2. Weltkrieg geborenen Frau), dass Goethes Maxime, wonach eine Biographie den Menschen unter den Verhältnissen seiner Zeit darstellen, und zeigen soll, in welchem Maße diese Verhältnisse ihn behindern, begünstigen und wie er sich durch diese eine Anschauung von Welt und Menschen verschafft<sup>9</sup>, eine „glückliche Posse“ sei, zu der unsere Zeit nicht mehr in der Lage ist, und dass dieser Maxime zu folgen nicht mehr die Aufgabe eines Biographen sein könne. Hier also das unerlässliche Mundverziehen als kleiner Tribut für die Anregung, aus dem vorsätzlich desillusionierten Überlegenheitsgefühl der Nachkriegsgenerationen heraus, wobei der Roman von Gábor Schein durch das Mitschwimmenlassen der Welt von Wilhelm Meister doch einen Blick aus dieser allgemeinen, allzu leicht mit dem Schicksal verwechselten Misere heraus wagt. Mich aber freut es zu wissen, dass es in Ungarn jemanden gibt, der dasselbe „Brot mit Tränen aß“, in das ich etwa zur selben Zeit auch ein paar Bisse getan habe, mit der Einführung von Gymnasiasten, schulisch und szenisch<sup>10</sup>, in diese Kost, möglichst und zwangsweise abseits von den normalisierenden Zwängen unserer schönen neuen Welt. Kann es aber, frage ich mich, selbst im Atomzeitalter oder im KZ-Zeitalter oder im Computer-Zeitalter ein besseres (allerdings nicht zu digitalisierendes) Programm geben, als jener Maxime zu folgen, nicht nur im Biographischen, sondern im Erleben und Handeln? Sollte nicht gerade das unsere Aufgabe sein, wozu wir anscheinend nicht mehr in der Lage sind? Warum sollten wir immer nur das als Aufgabe betrachten, was uns die Zeit vorspiegelt, oder was uns als Zeit vorgespiegelt wird? Warum sollte die Aufgabe zu unserem Begriff von unserer Zeit herunternivelliert werden? Sollte man sich nicht die Frage stellen, inwieweit dieser Begriff von der Zeit mit der Zeit selbst übereinstimmt?<sup>11</sup>

<sup>7</sup> GINTLI – SCHEIN 2007.

<sup>8</sup> SCHEIN 2009.

<sup>9</sup> Die Stelle, die ich nach meiner Rückübersetzung ins Deutsche bei Goethe ausfindig gemacht habe, lautet in seiner Sprache: „Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt...“. *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Erster Teil, Vorwort. Leipzig, Insel-Verlag, 1977, 9.

<sup>10</sup> Mit zwei ungarischen Schülern der Deutschen Schule Budapest beschäftigte ich mich im Laufe des Schuljahres 2008/2009 mit dem *Wilhelm Meister*, im Rahmen eines Übersetzungskurses. Im November 2009 führten wir zusammen die Performance *Schuljahre: Lehrjahre?* anlässlich der Woche der deutschsprachigen Kultur an der Budapester Eötvös Loránd Universität auf.

<sup>11</sup> Die Stelle in *Dichtung und Wahrheit* (siehe Fußnote 9) geht dementsprechend weiter: „... Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreibt, bestimmt und bildet, dergestalt, dass man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bil-

### 3. Die Freude an der Erkenntnis

Was Wilhelm Meister vor allem treibt und herumtreibt, ist die Freude an der *Erkenntnis*. Das steht in schroffem Gegensatz zum Kennen und Wissen, zu den spezifischen Kenntnissen, die durch zentrale Tests garantiert und gemessen werden. Erkenntnis hat Anmut, Kenntnis hat keine. Erkenntnis ist subjektiv, Kenntnis ist objektiv: Dem aber widerspricht, dass Kenntnisse bald überholt sein können, während die Erkenntnis seit dem Paradies, seit dem „Baum des Erkenntnisses“ – wie es im *Wilhelm Meister* heißt – ein (ihr oder sein) Fortbestehen hat. Und dennoch: Erkenntnis hört sich anachronistisch an, weil es – gleich der Anmut – auf Bewegung hindeutet und nicht wie die Kenntnis einen Punkt, den man als Ergebnis zu bezeichnen hat, darstellt. Dieser Punkt ist aber zugleich eine Kapsel, die den modernen Menschen hermetisch umhüllt, eine Totalität, die nichts von einer Ganzheit in Entstehung wissen will, sondern sofort fertig und unantastbar dasteht, und sich Informationsgesellschaft nennt: Denn die Kenntnis wird letztendlich zur Information herabgesetzt, und das Wissen erschöpft sich in den Fakten. Es wäre sogar ehrlicher, wenn sich die Informationsgesellschaft Faktengesellschaft nennen würde, aber sie ist ja weit entfernt davon, sich über eitle Dinge wie Ehrlichkeit Gedanken zu machen, zumal wenn sie versichert sein kann, dass ihre faktenbewusste Einstellung die Ehrlichkeit verbürgt, wobei sie genau weiß, dass die Fakten oft lügen. Wilhelm Meisters Lehrjahre stehen genauso im Zeichen der Erkenntnis, wie die herkömmlichen Schuljahre im Zeichen der verfügbaren Kenntnisse, also Fakten, stehen, und bei ansteigender Liberalisierung immer mehr auf solche eingeschränkt und zugespitzt werden: Wo im Gegenteil die liberale, zugleich auch keusche Reise von Wilhelm Meister gerade den Weg, also die Erkenntnis, und nicht das Eintreffen, also die Kenntnis, als unendlich variabel charakterisiert, den Weg, der dem Test-Subjekt vorenthalten bleibt. Erkenntnis ist für Wilhelm Meister genauso ein Grunderlebnis und Grundbedürfnis wie für Faust, obwohl sie sich auf ganz unterschiedlichen Ebenen bewegen (der eine in der Provinz, der andere im Universum) und sehr unterschiedliche Charaktere sind: der eine gesellig-angenehm, der andere einsam-bitter, der eine stets halbwüchsig, der andere stets erwachsen, der eine ein meisterhafter Lehrling, der andere ein lehrlinghafter Meister, der eine von Engeln geschützt – auch verbildlicht in lieblichen und klugen Frauen und scharfsichtigen Beobachtern –, der andere vom Teufel bedient und in Beschlag genommen, der eine selbst ein Beschützer, ein Schutzengel für Mignon und den Harfner, sodann für Felix – sein oder doch nicht sein Kind –, der andere ein Schaffender, der zerstört, und dann noch der eine wie der andere aus dem Puppenspiel hervorgehend: als Puppenspielregisseure und Puppenspielfiguren, wo sich Anmut und Zwang die Waage halten. Nur ist beim einen das Puppenspiel ein bürgerliches Hausgeschenk und Erbe, indem er dann selbst, vor allem in den Wanderjahren, von anderen, von wissenderen Regisseuren, aus einem Turm, bzw. aus einer Distanz, auch über die Alpen hinweg, bewegt wird, während es beim anderen – vor Goethes Intervention – auf den Jahrmarkt zurückgeht und zurückfällt, wo Fausts Anmaßung und unerhörter Pakt zur Volksbelustigung dienen. Für Faust war es der Drang nach Erkenntnis, der ihn erfüllen, und ihm zum Verhängnis werden sollte, für Wilhelm Meister das spontane Gefallen an der Erkenntnis, am Erkennen, das ihn bewegen, und ihm die Gunst der Grazien gewinnen sollte. Aber die letzte Erkenntnis von Faust, „der Weisheit letzter Schluss: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss“,

---

„dung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.“ Ibid.

ist das eigentliche tägliche Programm für Wilhelm Meister, das von jenen Wissenderen in den Wanderjahren, die gleich Faust Räume eröffnen wollen, in die Tat und in aller Welt umgesetzt werden soll. Die pathetische, mit einem Lächeln zu übergehende oder zu entschuldigende Utopie von Faust ist in den Wanderjahren das eigentliche Terrain, auf dem sich die Personen bewegen. Die Verwirklichung dieser Utopie ist sowohl in höherem und als auch im alltäglichen Sinne ihr *Geschäft*. Und damit sind wir beim zentralen Begriff, im Kern der Begrifflichkeit von Wilhelm Meister angelangt. Er zeichnet sich auch schon – um ein modernes Kriterium hervorzuholen – statistisch aus: „Geschäft“ ist eins der Lieblingswörter des Verfassers, das ihm ohne Bedenken und ohne Verklumpung aus der Feder fließt, ein höchstaktuelles Wort, das aber im Goetheschen Gebrauch genauso anachronistisch ist wie „Anmut“. Da es aber ein Wort ist, das jetzt und immer, aber in der heutigen Zeit sogar noch extremer denn sonst, als ein normaler Extremismus, oder besser: als ein extremer Normalismus, angesagt ist, als der Kern der Dinge, auch in höherem und alltäglichem Sinne, manifestiert durch Plazas und Riesenplakate, durch die Medienwelt insgesamt, ist sein vom Geld unabhängiges Herleiern, oder besser: Artikulieren, also nicht im Sinne von „money makes the world go round“, sondern im Sinne einer Unbestimmtheit, einer zu artikulierenden Unbestimmtheit, einer anderweitig höheren und alltäglichen Tätigkeit, eines Tätigseins, höchst befremdlich für das heutige Ohr, das nur hört und versteht, was ihm zugespitzt und faktisch, auf Fakten zugespitzt, eingegeben wird. Das Geschäft des Wilhelm Meister und aller Personen der beiden Romane ist dabei nicht nur eine Erfüllung von Tages- und Lebensaufgaben, „tätig frei“, wieder in der Akustik von Fausts letzten Worten, sondern eine Verwirklichung ihrer Charaktere, die sich weniger aus einer Summe von Eigenschaften, als aus ihren jeweiligen Geschäften ergeben, oder eher langsam aufbauen. Das Geschäft ist also ihre Identität, zu einer Zeit, als die Frage nach der Existenz oder die Suche nach einer solchen noch nicht an der Tagesordnung stand. Es fragt sich nur, ob Charaktere wie der Harfner oder Mignon, die nicht fleißig sind wie die bürgerlichen Akteure, sondern leidend-poetisch, zugleich auch – gleich den Theaterleuten und Wilhelm Meister selbst – lateinisch-zigeunerhaft herumtreiben, auch durch das Geschäft charakterisiert sind. Kann das Nichtstun auch Geschäft sein? Im Wenders-Film nahm sich der moderne Wilhelm Meister *Aus dem Leben eines Taugenichts* von Eichendorff mit auf die Reise, durchaus im Sinne seines eigenen Identitätsverständnisses. Kann es sein, dass man sich des eigenen Geschäfts nicht bewusst ist, wie man sich heute der eigenen Identität nicht bewusst sein soll? Wenn dem so ist, dann muss das Geschäft auch dann existieren, wenn man es nicht kennt, wenn man es nicht ausübt. Kann das Geschäft eine Transzendenz bezeichnen, wo es Schicksal bedeutet? So sind wir alle nicht nur das Spielzeug, sondern das Geschäft der „himmlischen Mächte“, an denen der Harfner im Lied<sup>12</sup> wie im Roman verzweifeln muss,

---

<sup>12</sup> Wer nie sein Brot mit Tränen aß,  
 Wer nie die kummervollen Nächte  
 Auf seinem Bette weinend saß,  
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.  
 Ihr führt ins Leben uns hinein,  
 Ihr lasst den Armen schuldig werden,  
 Dann überlasst ihr ihn der Pein,  
 Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.  
 In: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Zweites Buch, Dreizehntes Kapitel.

stellt sich doch zuletzt heraus, dass er ohne es zu wissen und zufällig mit seiner eigenen Tochter unterwegs war, die er, gleichfalls unwissend, aufgrund fataler oder väterlicher Willkür in seiner katholisch-patriarchalischen Heimat jenseits der Alpen, im „Land, wo die Zitronen blühen“<sup>13</sup>, und auch die märchenhaften Anekdoten blühen, mit der eigenen – von seinem Vater verschwiegenen – Schwester gezeugt hatte. Damit sind wir aber wieder im Puppentheater, wo die Puppen das Geschäft der höheren Mächte darstellen, ohne beantwortet zu haben, ob Nichtstun auch das Geschäft des Nichtstueden sein kann. Die Frage ist nicht belanglos, denn ihre Verneinung hätte die Folge, dass Goethe den Pragmatismus in den Mittelpunkt seiner Anschauung von Welt und Menschen stellt, was in der zeitgenössischen englischen Philosophie seine erste Blüte hatte, von einem Dichter aber, der nicht diese, sondern Shakespeare auf Wilhelm Meister, den verlorenen Sohn, katalysierend wirken lässt, nicht zu erwarten wäre. Eines ist gewiss: Sein Sich-Verlieren, das Verlassen des väterlichen Hauses, das ihn zum Geschäftsmann hätte erziehen wollen, mit der Konsequenz, dass der Vater in seiner Abwesenheit stirbt und begraben wird, seine Reise und Wanderung, die aus der Sicht dieses väterlichen Hauses und seines Freundes Werner eitles Nichtstun sein müssen, haben ihren Grund darin, dass er sein Ich, nein, sein eigentliches, sein höheres Geschäft sucht. Wenn aber das höhere Geschäft immer anwesend ist, muss es auf der Reise, die selbst schon Geschäft ist, die Suche selbst sein, nur braucht auch die Suche eine Erscheinung, eine Konkretisierung. Lange Zeit stellt sie sich als Geschäft im Theater, in der Wandertruppe dar, wo dem Jüngling eine überraschende, zugleich seinem Sturm-und-Drang Intellekt gerechte Initiatorrolle (auch dank seiner vom Vater herrührenden finanziellen Mittel) und die naive Außenseiterrolle gleichzeitig zukommen, wobei, bei zunehmendem Erfolg, die Außenseiterrolle paradoxer Weise immer mehr die Oberhand gewinnt. Sein Geschäft schmilzt ihm dahin. Und dann stellt sich heraus, dass er die ganze Zeit ein Beobachteter war, das Geschäft von anderen, die ihm nun den Weg weisen wollen, der ihn zu seinem richtigen Geschäft hinführen wird, nachdem nicht nur das Theater, aber alles, was sein Leben bisher erfüllt hatte, sowohl die erste Liebe als auch seine Fürsorge für Mignon und den Harfner, unrettbar verloren ist, bis auf die Frucht jener ersten Liebe, die vielleicht doch eine fremde ist, und da ihn nur das Traum- und Nebelbild von neuen Neigungen umschwebt, die sich aber wieder einmal zu schnell zu realisieren drohen. Das neue Kapitel, nein, der neue Roman seines Lebens gibt seinem Geschäft eine Wende: Er führt ihn hinweg, in die Heimat der verklärten verstorbenen Mignon und des Harfners, der in einem Verzweiflungsanfall Selbstmord begangen hat, weg vom Theater, weg aus dem Reich der Wirkungen, hinein in das Reich des *Wirkens*. Statt auf der Bühne steht er vor der Aufgabe des Erziehens und dann des Heilens, sowohl im abstrakten als auch im konkreten Sinne, denn bei seinen Mentoren hat er sich verpflichtet, einen Beruf zu erlernen, und wie aus dem

<sup>13</sup> Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen,  
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?  
Kennst du es wohl? Dahin!  
Dahin möcht' ich mit dir,  
O mein Geliebter, ziehn.

...

In: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Drittes Buch, Erstes Kapitel.



Geschehen allmählich hervorgeht, handelt es sich um den Beruf des Wundarztes. Im abstrakten Sinne geht es immer wieder um die Heilung menschlicher Zustände und Beziehungen, an der Wilhelm Meister, nach dem Vorbild und nach dem Wunsch viel erfahrener Personen Anteil nimmt, indem er Missionen erfüllt.

#### 4. Das Geschäft – oder ein anderes Heute im Gestern

Das Wirken ist eine viel langsamere und auch vagere Angelegenheit, als die Wirkung. Man sieht es nicht, sondern man muss daran glauben. Das Wirken verlangt eine höhere Reife, als die Wirkung, mit der und auch mit deren Gefahren Goethe sehr vertraut sein musste, hatte doch das Erfolgswerk seiner jungen Jahre, der *Werther*, eine Welle von Selbstmorden ausgelöst. Die von mir behandelten Jünglingsromane seiner reiferen und besonders seiner späten Jahrzehnte hatten in dem Sinne keine Wirkung, und sie waren auch nicht darauf angelegt, sondern vielmehr auf das Wirken, auf ein Wirken in der Gegenwart, und ein Wirken in die Ferne, sowohl zeitlich als auch räumlich. In den *Wanderjahren* wird Wilhelm Meister zu einem Weiterleiter solchen Wirkens aus der Ferne, das die Welt ganz oder fast im Schillerschen Sinne: „Alle Menschen werden Brüder“ erfassen soll, im Banne eines großen Aufbruchs, in eine oder sogar in *die* Neue Welt, nach Amerika, wobei den Nicht-Christen, nämlich den Juden gegenüber, eine respektierende Neutralität, also weder Freundschaft noch Feindschaft, geraten wird. Jedenfalls sollen sie in den Bund des Wirkens nicht aufgenommen werden.<sup>14</sup>

Beim Wirken haben wir es wieder mit einem Begriff zu tun, zu dem unsere Zeit, chronologisch gesehen die reifste aller Zeiten, die jedoch auf direkte Reize eingestellt ist und Ergebnisse fordert, kein richtiges Verhältnis hat, auch in der Esoterik nicht, die als ungeduldig geschlossene, konsequente Lehre ins Heidentum ausufert und für mich philosophisch überdimensionierte Lebensrezepte liefert, in Kunst und Handwerk – weniger basarals supermarkartig: z.B. mit nervenaufreibend entspannender Hintergrundmusik – orientalischem Kitsch verfällt, außer wenn sich in der Ausübung eines philosophisch-martialisch zivilisationsfeindlichen Schamanenkultes, oder einer Selbstspiritualisierung, ein Wirken durch Urenergien performativ manifestieren soll<sup>15</sup>, all dies im Zeichen einer Ost-West-Konfrontation, die man uneingeschränkt zugunsten des Ostens auslegt. Beim hier als Wirken bezeichneten Anliegen aber, dem Goethe ein betont christliches Bekenntnis beigibt, gleich zu Anfang, in der Darstellung eines alpenländischen Pendants zur heiligen Familie, und auch in der pädagogischen Provinz, wo das Kind Felix von Wilhelm Meister zur Weitererziehung abgegeben wird, geht es um ein mit der Zivilisation nicht verfeindetes Mysterium, das durch Ehrfurcht und mutige Tätigkeit, mit sakraler Gestik, aber ohne bücherfüll-

<sup>14</sup> Lenardo, einer der Neulinge in diesem Bund, der in einer Versammlung auch schon als Vorgesetzter amtiert, sagt in seiner Anrede: „... Was soll ich aber nun von dem Volke sagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern sich zueignet und durch seine bewegliche Tätigkeit die Ruhenden zu überlisten und die Mitwandernden zu überschreiten versteht? Wir dürfen weder Gutes noch Böses von ihnen sprechen; nichts Gutes, weil sich unser Bund vor ihnen hütet, nichts Böses, weil der Wanderer jeden Begegnenden freundlich zu behandeln, wechselseitigen Vorteils eingedenk, verpflichtet ist.“ *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Drittes Buch, Neuntes Kapitel. *Goethes Werke in 12 Bänden, Siebenter Band*. Aufbau, Berlin und Weimar, 1981, 398.

<sup>15</sup> Eine Faustische Bestrebung, die Spannendes zu bieten hat: in Ungarn die Performances von Botond Szathmári und András Szécsi.

lende Ideologie – abenteuerlicher und unaufdringlicher als vom redlichen, gleichwohl esoterisch übergossenen Rudolf Steinerschen Modell – eingeladen wird. Der pädagogischen Provinz kommt die Indianersiedlung des 2009 verstorbenen ungarischen Liedermachers Tamás Cseh<sup>16</sup> am nächsten, nur dass was dort im Bakony-Gebirge nördlich vom Balaton auf Sommer-Camps beschränkt sein muss, bei Goethe die gesamte Erziehung ausmacht, die allerdings sehr vielseitig ist, die Fertigkeiten in Kunst und Sprache in eigenen Regionen, je nach Neigung, nach bestehenden Gesetzen, jeweils am Werk zu entwickeln sucht.

Das In-Schranken-Halten der Ideologie ermöglicht die Erhaltung der Idee. Denn die Idee ist ja das Wirken selbst, und dieses war das Wort, das ich bei der Betrachtung von Faust in der anmutigen Gegend ausgepunktet habe: Auch für ihn geht es dann, nach der Verwüstung des ersten Teils, nach all den plötzlichen, ersehnten, bereuten, unsteten oder unkorrigierbaren Wirkungen vielmehr um das Wirken, das sich zwar durch das Zauberwerk des Mephisto immer wieder in Wirkungen zerstückelt oder prostituiert, das aber durch eine höhere Transzendenz, durch höchstes Wirken, letzten Endes dem *Chorus mysticus* und dem Ewig-Weiblichen entgegengeführt wird. Auch hier, wie bei Wilhelm Meister, wird das Theater aufgegeben: Für den jeweiligen zweiten Teil wird die Bühne zu eng. Oder aber: Die Bühne wächst über sich hinaus, kümmert sich nicht mehr um Wirkung, sondern halt um das innere Wirken, im Vertrauen darauf, dass Wirkung nicht gewollt werden muss, um dennoch zu entstehen.

### 5. Die Entstehung der Verlegenheit

Dies aber, wie manch andere Wunsch, wenn er sich nicht als Sensation verkaufen oder tarnen kann, bringt oft Pein, ja, Peinlichkeit, und aus solcher Diskrepanz, aus solcher Beschämung, aus den Verirrungen der Wirkung, aus der Verkehrung der Wirkung, die nicht gewollt werden muss, das heißt, aus der ungewollten Wirkung, entsteht die *Verlegenheit*. Dieser ist der fünfte und letzte freie Begriff des Wilhelm Meister, und wie die vorigen drei steht auch er unter dem zarten Schutz der Anmut. Verlegenheit nämlich rötet das Gesicht. Fausts Gesicht müsste sich auch oft genug röten, wenn die ungewollte Wirkung seiner Handlungen unkontrollierbare oder verheerende Folgen hat. Die gesamte Handlung ist für ihn eine Abfolge von Verlegenheiten, in die er durch seinen Tatendrang hineingerät. Von seiner inkompetenten Beschwörung des Erdgeistes, über den idyllisch-peinlichen Osterspaziergang, wo er sich mit dem Volk zu vermischen hätte, bis zum Pakt mangels besserer Aussichten („In deinen Rang gehör’ ich nur. / Der große Geist hat mich verschmäht...“), von Gretchens Liebe und Tragödie bis hin zur Ermordung von Philemon und Baucis (die Ermordung der Greise im Kontrast zur Ermordung des neugeborenen Kindes; in beiden

---

<sup>16</sup> CSEH 2008. Das ist ein Indianerroman, der aus dem Erlebnis dieser in den sechziger Jahren entstandenen, zur Tradition gewordenen Indianerkommune hervorging. In der Widmung steht: „Ich widme dieses Buch meinen Freunden, mit denen wir 1961 in einer Lichtung in den Bergen die ersten Indianerzelte aufschlugen. Wir sehnten uns nach lauterer Gesetzen, nach Einfachheit, nach einer durchschaubaren, deutbaren Welt.“ Das Amerika-Bild der beiden Initiativen ist ein gegensätzliches: Cseh identifiziert sich mit den Ureinwohnern, bei Goethe geht es um Kolonialisierung, sogar mit gewisser Cowboy-Romantik (Felix treibt beritten eine Herde von Wildpferden), allerdings um eine abstrakt-friedliche Kolonialisierung – die bei einer Realisierung wohl auch in Gewalt umschlagen müsste, wie Goethe sich dessen beim gewaltsamen Tode von Philemon und Baucis im Zuge der von Faust betriebenen Kolonialisierung bewusst war.

Fällen: die Ermordung der Unschuld, oder auch der Anmut) befindet sich Faust in permanenter Verlegenheit, da alles Missgeschick gegen seinen Willen geschieht, überhaupt entgegen jenem, vom Herrn anerkannten „dunklen Drange“ in ihm, ohne den es aber auch nicht geschehen würde. Aber Fausts Gesicht ist trotz der Verjüngung, oder gerade weil es einer Verjüngung bedurfte, weniger empfänglich für die Röte der Anmut, als das des Wilhelm Meister, der eigentlich nur einer von mehreren Jünglingen in den beiden Romanen ist, die über Verlegenheiten von nicht unbedingt heiterer, aber meist leichter zu überwindender Art, als bei Faust, einer Reife, einem auf Wirken begründeten Sein entgegensteuern.

Das Programm einer Verbrüderung der Menschheit bringt auch Momente, ja, Jahrzehnte von Verlegenheit mit sich. Denn nicht nur die Wirkung, sondern auch das Wirken hat ungewollte Konsequenzen. Und falsches Wirken ist viel schädlicher, als falsche Wirkung, die oft nur die Folge des ersteren ist, Symptom, nicht Ursache. Eine „Brüderschaft“ oder „Genossenschaft“, die ihre Zusammengehörigkeit erst auf Kosten eines anderen, eines Außenstehenden richtig zu genießen in der Lage ist, und so waren alle Verbrüderungen, Bewegungen des letzten Jahrhunderts beschaffen, hat eine Wirkung, die zu epochalen Verlegenheiten führt, die allerdings kaum einem der Akteure das Gesicht zu röten vermögen.

Die anmutige Miniatur einer solchen „Brüderschaft“ ist in der Episode „Die gefährliche Wette“ wiedergegeben, allerdings aus der – schon verlegenen – Perspektive des mittlerweile zu höherer Reife gelangten Protagonisten der kleinen „Suite“, einer Jugendsünde des „Heiligen Christoph“, wie man ihn wegen seiner großen körperlichen Kraft nennt, der ein verwegener Possenreißer war. Er schließt darin eine Wette mit seinen Wandergesellen ab, dass er einem eben im Gasthaus eingetroffenen vornehmen Herrn, der eine besonders ansehnliche Nase hat, dieses Organ anfassen und dafür sogar noch belohnt werden würde. Er führt sich bei ihm als Barbier ein und rasiert ihn bei offenem Fenster, damit den anderen, die unbemerkt zuschauen können, nicht entgeht, wie er die Nase anfässt, unter dem Vorwand der Rasur. Am Ende wird er tatsächlich belohnt und für seine Geschicklichkeit gelobt, wenn auch mit dem wohlwollenden Wink, dass er das Nasenanfassen in Zukunft lassen soll, da das bäuerisch sei. Man ist sehr froh über den gelungenen Streich, so sehr, dass das Geheimnis von den Gesellen im Gasthaus ausgeschwatzt wird, bis es an die Ohren des Opfers gelangt. Mit seinen angeheuerten Mannen bestürmt er das Zimmer, wo sich die Gesellen in größter Verlegenheit eingesperrt haben, und sich jetzt durchs Fenster zu retten suchen. Die Verlegenheit jedoch bleibt bestehen: Der vornehme Herr stirbt nach einiger Zeit wahrscheinlich am Frust, dass er sich nicht revanchieren konnte, und einer der Teilnehmer wird in einem Duell mit dem Sohn des Herrn für den Rest seines Lebens gezeichnet.

Die meisten Konfliktsituationen oder Unlösbarkeiten im *Wilhelm Meister* münden nicht in direkte Tragödien, sondern in Verlegenheiten, die sich zahllos ergeben – die Ungewissheit, ob Felix das Kind von Wilhelm Meister ist, oder nicht, gibt ihm lange Zeit zu schaffen, aber sie ist zugleich symbolisch für die Überwindbarkeit der Verlegenheit, und am Ende wird sich Wilhelm Meister durch die Errettung des zu ihm stürzenden Sohnes als Wunderarzt bewähren können.

Die Verlegenheit ist letzten Endes auch ein bewahrendes Medium, nicht etwas abstrakt Tyrannisches, wie die Ängste des modernen Menschen, sondern doch etwas Ereignisbezogenes, etwas, was einen auch die eigene Schuld brennend gewahr werden lässt und

ihn durch die Aufruhr dieser schmerzhaften Selbstkonfrontation dem inneren Frieden näherbringt, und auch seinem eigentlichen Geschäft. Indessen entgeht man lieber jeder Verlegenheit, nicht wissend, dass man sich damit in eine als Gleichgültigkeit getarnte Angst rettet.

### 6. Zusammenfassung

Ich habe jetzt versucht zu erläutern, wie im *Wilhelm Meister* die Vielfalt des Lebens im spontanen Kraftfeld, im freien Zusammenspiel von Begriffen, insbesondere der Begriffe Anmut, Erkenntnis, Geschäft, Wirken und Verlegenheit dargestellt wird, die alle charakterisiert sind durch Bewegung, Erstreckung und Kontinuität, und die uns, trotz ihrer offensichtlichen Zeitlosigkeit, anachronistisch vorkommen. In der Mitte dieser Formation steht das Geschäft, das, wie auch seine unmittelbaren Nachbarn, von den beiden Flanken Anmut und Verlegenheit mit Segen und Nöten überschüttet wird, die alle zur Fülle eines freieren Lebens beitragen.

### Literatur

CSEH 2008

CSEH Tamás: Hadiösvény (Kriegspfad). Budapest, KONKRÉT, 2008.

GINTLI – SCHEIN 2007

GINTLI, Tibor – SCHEIN, Gábor: Az irodalom rövid története I.-II. (Eine kurze Geschichte der Literatur I.-II.). Pécs, JELENKOR, 2007.

PLENZDORF 1973

PLENZDORF, Ulrich: Die neuen Leiden des jungen W. Rostock, HINSTORFF, 1973.

SCHEIN 2009

SCHEIN Gábor: Egy angyal önéletrajzai (Autobiographien eines Engels). Pécs, JELENKOR, 2009.

SCHILLER 2004

SCHILLER, Friedrich: Über Anmut und Würde. In: Sämtliche Werke, Band V. DEUTSCHER TASCHENBUCH VERLAG, 2004.

SZENTKUTHY 1962

SZENTKUTHY, Miklós: Arc és álarc (Gesicht und Maske). Budapest, MAGVETŐ, 1962.